Bergbauern am Meere

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **11 (1935)**

Heft 45

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-755535

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Bergbauern am Meere

Bildbericht von A. R. Lindt

Der irländische Bauer gibt wenig auf seine Kleidung. Seine Mütze mag zerfetzt, sein Rock von zahllosen Flicken bedeckt sein, er träumt deshalb doch von den Heldentaten irischer Seefahrer. Nicht einmal bei den Frauen hat städtische Mode Einzug gehalten. Noch hüllen sich junge und alte in den selbergestrickten Schal. Junge sehen dadurch aus wie Madonnen, alte wie Hexen.

Wie die Wildheuer der Schweiz müssen die Bauern der steinigen Westküste Irlands ihr Heu auf dem Rücken zum Stalle tragen. Nur daß das Meer im Hintergrunde leuchtet.

Irland ist Europas Regenschirm. Es fängt viele Wolken ab, die der Westwind vom Atlantischen Ozean herauweht. So regnet es denn in Irland so ziemlich das ganze Jahr. Blickt einmal die Sonne einen Augenblick durch grauen Nebel, sagen die Irländer fromm: «Es ist ein prachtvoller Tag, Gott sei Dank.» Sie sagen es, trotzdem sie wissen, daß es in einer Stunde wieder regnen wird. — Die Irländer sind anspruchslos.

Am meisten Regen fällt in Connemara, der westlichsten Landzunge Irlands. Die Bauern Connemaras müssen mit wenig zufrieden sein. Mit wenig Sonne. Aber auch mit wenig Brot. Ebensowenig wie der Himmel verwöhnt sie die Erde. Diese reckt sich, kaum dem Meere entstiegen, zu steilen Bergen auf, und ihre Halden sind überdies mit Granitblöcken. Die Bauern Westirlands sagen, daß auf ihren Feldern nur eines wachse — die Steine. Sie wollten mir nicht glauben, daß es auch in den Schweizer Alpen Matten gibt, wo ebenso viele und ebenso schwere Steine herumliegen wie bei ihnen. Wer das Pech hat, in Connemara geboren zu sein, weiß, daß er nicht reich werden kann. Er muß froh sein, wenn er nicht Hungers stirbt. Noch heute gehen die Bauern in einem großen Bogen um einige Aecker herum. Die Ueberlieferung berichtet, daß in ihnen die Opfer der letzten Hungersnot begraben liegen. Haushoch sollen dort die Leichen übereinander aufgeschichtet worden sein — noch nicht hundert Jahre sind es her.

Was die Bauern auf solch steinigem Boden an Bargeld herauswirtschaften können, reicht knapp, um ihre Steuern, einige Spezereien und etwas Tabak zu bezahlen. Zum Ankauf von Kleidern langt es nicht. Auch die billigsten Massenfabrikate sind noch zu teuer für sie. Schuhe? Schuhe sind ein Luxusartikel, dessen Besitz ein Vorrecht des Hausvaters ist. Frauen und Kinder laufen barfuß. Kein einziger dieser Bauern besitzt einen Pflug, ihre steinigen Felder können nur mit der Hacke bearbeitet werden. Der Viehbestand der Bauern besteht selten aus einem Pony, meist aus drei bis vier schwarzen Kühen, immer aber aus einer Herde Schafe. Diese werden das ganze Jahr hindurch sich selbst überlassen und nur vor der Schur zusammengetrieben. Zu jedem Haushalt gehört auch ein Esel. Die meisten Bauern sind zu arm, sich ein Pferd zu halten. Esel aber sind billig, zehn Schilling kostet einer bloß. Darum fährt der irische Bauer meist auf dem Eselkarren zu Markte. — Wohl könnten die Bauern ihr Einkommen vermehren, indem sie mehr Land von Felsblöcken säubern würden. Wozu sollten sie aber mehr arbeiten? Schließlich können sie ihr Leben fristen. Es ist ihnen nicht um ein paar Rappen mehr zu tun, wenn sie nur Zeit haben, ihren Träumereien nachzuhängen. Denn sie sind nicht Bauern im landläufigen Sinne, die schollengebunden, ganz in der Behauung der Erde aufgehen. — Von jeder Hütte Connemaras aus erblickt man das Meer. Die Bauern schützeln sich abends das Heu von den Kleidern, schreiten zum Hafen und hissen die Segel ihrer Boote. Sie

Vom Lande allein könnte der irische Bauer nicht leben. Wenn die Flut im Hafen braust, spannt er die braunen Segel seines kleinen Bootes und fährt auf Fischfang. Vom Atlantischen Ozean her prallen die Winde gegen die Riffe der irischen Küste. Jedes Jahr warten ein paar Frauen vergebens auf die Rückkehr ihrer Männer oder Söhne — bis endlich die Wellen ein zerfetztes Segel an den Strand spülen.

sind beides — Bergbauern und Seefahrer. Sie kennen die Enge der Täler und die Weite des Meeres. Sie sind verzehrt von der Sehnsucht nach fremden Ländern, trotzdem sie ihre kargen Aecker lieben. Sie führen ein unbäuerisches Leben. Sie gehen meistens nicht vor Mitternacht zu Bett und stehen selten vor acht Uhr morgens auf. Träumen ist ihnen wichtiger als arbeiten. Auch wenn sie einmal gutes Wetter zum Heuen haben, können sie stundenlang auf einem Felsen sitzen und schweigend aufs Meer hinausstarren. Versunken in den Anblick der Flutwellen, merken sie nicht, daß es wieder zu regnen begonnen hat. Das Heu muß eine weitere Woche auf den Wiesen liegen.

Von diesen Bergbauern am Meere wanderten viele aus nach Amerika. In den letzten drei Jahren, seit die Wirtschaftskrise in den Vereinigten Staaten begann, kehrten manche Auswanderer in ihre Heimat zurück. Nach und nach zerfetzte ihre städtische Kleidung. Sie zogen wieder den «Bonin» an, die kurze Jacke aus weißer, ungefärbter Schafwolle. Sie verloren bald ihre amerikanische Geschäftigkeit und können wieder stundenlang sinnend am Meere sitzen. Nachdem sie drüben Arbeiter waren, sind sie dankbar, in Connemara wiederum die Aecker bebauen zu dürfen. «Ja», sagte mir ein Irländer, der erst vor kurzem aus New York zurückgekehrt war, «es ist besser, ein Bauer auf dem ärmsten Boden zu sein, als ein Arbeitsloser in der reichsten Stadt.»

Nicht nur im Wallis, auch in Westirland rauchen die Frauen die Pfeife mit derselben Selbstverständlichkeit wie irgendein Mann. Die sechzigjährige Pfeifenraucherin hier auf dem Bild erklärte unserem Mitarbeiter: «Können Sie sich etwas Unanständigeres vorstellen als eine Frau, die Zigaretten raucht? Und doch sollen die Weiber in der Stadt dies tun!»

Rechts: «Ich weiß», sagte mir die irische Bäuerin, «daß in den Städten die Mütter ihre Kinder nicht mehr in Wiegen setzen. Das Schaukeln soll nicht gut sein für die Kleinen. Aber was wolle ihr? Wenn man zwölf Kinder und

dazu zu arbeiten hat, muß man die Säuglinge in der Obhut der Geschwister zurücklassen. Auch ein Dreijähriges kann wenigstens die Wiege schaukeln und so das schreiende Brüderchen trösten.»

Links: Der irische Bauernhof ist noch ganz auf Selbstversorgung eingestellt. In jedem Hause steht das Spinnrad. Die Bäuerin spinnt die Wolle, färbt sie selbst, und der Dorfweber, im Hauptberuf Bauer, webt sie gegen ein bescheidenes Entgelt. Ein Bauer wiederum ist es, der am Abend das Tuch zurechtschneidert.